

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1927**

299 (23.12.1927) Die Mußestunde (Weihnachten 1927)



## Hermann Schützinger Weihnacht in Douaumont

Der Zug fährt in den Bahnhof einer Kleinstadt mit ländlichen Vorstädten und reichlich viel Stallbaracken und Kasernen. Auf den ersten Blick könnte man glauben, in Metz, Landau, Ulm oder Regensburg zu sein.

Doch schon schreien die ersten, recht primitiv aufgemachten Plakate zu beiden Seiten der Gleisanlage: „Habillez vous vêtements de la Cave!“ — „Chaussez vous aux chaussures Mathis, Rue de la gare!“ — „Byrrh, vin généreux au Qinquina!“

Das Empfangsgebäude mit seinen primitiven Perrons rückt heran und der Zug steht. — „Bitte, Fahrtunterbrechung!“

„Fahrtunterbrechung?“ Der alte Schaffner mit seinem grauen Schnauzbart schaut uns mißbilligend an. Was wollen diese Narren mitten im tiefsten Winter in Verdun, fragt er sich.

Wir gehen in das nächstbeste Hotel, das wie ein knallgelber Steinbaukasten mitten an der Bahnhofstraße liegt und kommen eben zum Mittagessen zurecht. Das spielt sich haargenau wie in Landau, in Ulm oder in Regensburg ab. Hinter der Glaswand des halboffenen Nebenzimmers dinieren die Herren Stabs-offiziere, Stabsärzte und Stabsveterinäre der vier in Verdun garnisonierenden Regimenter, denen der Kasinozwang und die Kasernenluft um die Mittagszeit zu lästig ist.

Am „Honoratiorentisch“, dicht neben der Theke, unter den Oeldrucken von Foch und Joffre, speisen die Herren Magistratsamtsmänner und Oberpostsekretäre, die hierzulande eine Nuance eleganter sind, Ziertaschentücher in der Brusttasche und Gamaschen über den düftigen Schuhen tragen. Im offenen Wirtsraum aber futtert die nach Verdun verschlagene „Geschäftswelt“. Ich wette, daß siebzig Prozent von ihnen „Reisende der Wiederaufbaubranche“ sind. Die mollige Wirtin mit dem freundlichen Lächeln über den karmisroten Lippen und dem hochgeschnürten Busen unter der schwarzen Bluse, fragt uns freundlich nach dem Zweck unseres Aufenthaltes in dem kleinen Nest. „Was? Wie kann man mitten im Winter auf die Schlachtfelder gehen?“ — „Warum nicht, Madame?“ — „Na, hören Sie mal! Der schneidende Luftzug der da oben bei Douaumont und bei Thiaumont weht! Und dann haben Sie keine Fahrgelegenheit! Der Autobusverkehr ist eingestellt! Die „Saison“ ist aus!“ — „Macht nichts! Wir gehen zu Fuß hinauf! Dreimal haben wir gezwungenermaßen da oben Weihnachten gefeiert. Nun sehen wir uns diesmal freiwillig eine Weihnachtsmesse in Thiaumont an!“ — „Sie werden enttäuscht sein, meine Herren! Es ist nicht viel los! Ich sage es noch einmal!“

Wir stapfen schweigend durch die Stadt. Durch die Fenster der Cafés schauen neugierig die horizontblauen Soldaten, die Zigarette im Mund, die spitze Interims-Zipfelmütze am Kopf. In den Läden und in den Hausgängen tuscheln die Mädchen, ohne die keine Garnison zu ertragen wäre. In den Stallbaracken aber stampfen die Pferde. In den Kasernenhöfen exerzieren die Züge, die Kofen, die Kompagnien. Am Straßenrand steht eine Abteilung und hält „Schießschule“ auf die Waldberge im Norden zu ab. Mein Gott, wie man hier exerzieren und zielen kann, fragen wir uns. Ueberall — nur nicht hier, in diesem schauerlichsten aller Kriegsüberreste, an diesem symbolisch gewordenen Massengrab. Wir stoßen durch den Wald. Das Fort Douaumont steht als blaugrauer Bergkegel vor uns; der Buckel, nach dem wir monatelang unsere Flüche sandten, ist verkrüppelt durch Sprengtrichter und Betonklötze, die unterirdische Minen aus dem Boden warfen. Jetzt liegt er tot und leer vor uns. Die dünne Schneedecke breitet sich über ihn wie ein Leinentuch. Drüben an der Thiaumont-Ferme aber blitzt im Dämmerlicht das Leuchtfeuer der „Ossuaire“, die „Lanterne des morts“, auf und zieht uns mit magischer Kraft durch Winternebel und Dunkelheit an das schauerlichste „Mausoleum“ des Weltkrieges heran.

Sechszwanzig Gewölbe tun sich auf. In jeder „Kapelle“ zwei große metallene Knochenkisten mit den menschlichen Ueberresten jedes der 52 Friedhofbezirke: „Secteur de Fleury“ — „Secteur de Vaux“ — „Secteur de Douaumont“ — „Secteur de Chénois“ — „Secteur de froide Terre“ — eine einzige, große, gramvolle Litanei.

„Restbestand“ des Krieges? Knochen und Schädel von deutschen und französischen Muschkoten, die die Hölle von Verdun zermahlen hat! Hier gibt es keinen „Racheschwur“ und keinen Heldenkants; denn die Schädel der deutschen „Unbekannten“ sind hier mit den Knochen der „Inconnus“ vereint. „Hier gibt es nur einen Angeklagten, den Krieg!“

Der Vortritt der „Mittels de guerre“ und der „Gueules cassés“, Ortsgruppe Verdun, läßt in der Mittelkapelle des Beinhauses eine Messe lesen. Es ist nicht viel los! Madame Curie hat uns — von ihrem Standpunkt aus — mit Recht gewarnt. Es ist kein General da und kein Bürgermeister und kein Kriegerverein! Ein Geistlicher spricht mit unbewegtem Gesicht seine eintönigen Formeln und wenn er dem Altar mit dem Christusbild den Rücken kehrt, leuchten die Knochenkisten auf unter dem Glanz seines Maßgewandes.

Die „Gemeinde“ besteht aus dreißig Frauen und zehn Männern. Arme Teufel mit Proletengesichtern, die sich mit Mühe und Not am Christabend frei machen konnten. Die übrigen stehen drunten am Schraubstock und an der Eisenbahn.

Das „Credo“ der Totenmesse, von der Fistelstimme des Priesters, halb geredet, halb gesungen, rinnt wie ein Kinderweinen durch das Knochenhaus — und entläßt sich wie ein Donnerwetter über dem Bois d'Halloux und über der Brabanter Höhe, wo damals unser Christbaum stand.

## Karl Salm: Im Banne des Zaubers

Sie wohnen in einem großen, alten Hause. Die Flure und Treppen krachten beim Betreten, und nachts dehnten sich Sparren und Balken. Es klang dann wie ein schauriges Stöhnen ob hoher Last, ob hohem Alter. Viele Familien wohnten in dem Haus, in winkligen, veräucherten Stuben, in die selten die Sonne schien. Und doch war Freude dort zu finden, wenngleich die Sorge um's tägliche Brot überwog.

Der Schlosser Franz hatte seinen Schatz, die Hedwig, ein Fabrikmädchen. Sie war eine Künstlerin im Etuifach und geliebt von Groß und Klein. Am meisten aber von ihrem Franz. Sie waren übereingekommen, in das dunkle Haus Sonne zu tragen. Er hatte sich einen großen, weißen Bart beschafft, eine rostige Kette und Rute und Sack. Ein alter Soldatenmantel, links getragen, sollte den Kindern den Zaubermantel vorläusen, der ihm vom Himmel zur Erde als Gleitmotiv gedient hätte. Hedwig hüllte sich in weißes Linnen, hatte einen großen Schleier und im Haar einen goldenen Stern. In der Hand trug sie ein Körbchen mit Zuckerwaren. Wenn sie ging, meinte man, sie schwebte wie auf Wolken. Die Beiden machten den Rundgang im alten Haus und zauberten durch ihr Erscheinen auf abgehärmten Gesichtern einen freudigen Schein. So klopfte St. Nikolaus wieder bei einer Arbeiterfamilie an. Mit viel Spektakel schalt er die bösen Buben und die verängstigten Mädchen aus. Ja einer von den Jungens war vor Angst hinausgeschlichen in den Flur, denn der Weihnachtsmann da drinnen übte ein strenges Gericht. In einer Ecke verbarg sich der Flüchtling, sah wie der Alte rauskam, den dann das Christkind mit lieblichem Kling, Kling, Kling ablöste. Da gabs einen Staunen in der Kinderschar, als das holde Kind vom Himmel die süßen Gaben verteilte. Unter den Betten waren sie hervorgekrochen, um das neue Wunder zu schauen. Mit Ermahnungen, recht brav und folgsam zu sein, schied die wie überirdisch angestaunte Gestalt.

Nach einiger Zeit kam der Entwischte in die Stube zurück und verkündete stockend, daß draußen im Flur St. Nickolaus das Christkind geküßt habe. Er hätte es deutlich gesehen, denn dem Weihnachtsmann sei die Kutte und dem Christkind der Stern entfallen. Die Mutter aber sagte feierlich, um die Wirkung des festlichen Besuches nicht abzuschwächen: „Das tun die Beiden immer, bevor sie in den Himmel gehen!“

## Die Weihnachtssitten in England

sind heute noch in mancher Hinsicht von den deutschen verschieden. Während bei uns in erster Linie der Pfefferkuchen die Weihnachtsfreude bedeutet, spielt diese Rolle in England das Geflügel, freilich nur für solche Leute, die es sich leisten können. Ein Puter oder eine Gans gehört unbedingt zum Weihnachtsmahl. Weniger bemittelte Menschen begnügen sich mit kleinerem Geflügel. Nach altem Brauch hängt man in die Mitte des Zimmers einen Mistelzweig. Wer zufällig unter diesen Zweig gerät, muß sich, wenn es verlangt wird, küssen lassen, was manche nur zu gerne tun.

Verantwortlicher Schriftleiter Hermann Winter Karlsruhe (Baden)

# Weihnachten 1927

## Es ist ein Reis entsprungen

Es ist ein Reis entsprungen  
aus einer Wurzel zart,  
wie uns die Alten sungen,  
vom Himmel kam die Art;  
und hat ein Blümlein bracht  
mitten im kalten Winter,  
wohl zu der halben Nacht.

Das Blümlein war so kleine  
und doch von Duff so süß;  
mit seinem milden Scheine  
verklärt's die Finsternis  
und blüht nun immerdar,  
fröstet die Menschenkinder,  
holdselig wunderbar.

Ein Stern mit hellem Gleiß  
hat es der Welt verkünd't,  
den Kindlein und den Weisen,  
wie man dies Blümlein find't;  
nun ist uns nicht mehr bang,  
seit aus der dunklen Erde  
solch leuchtend Reis entsprang.

Altes Kirchenlied aus dem 16. Jahrhundert  
umgedichtet von Richard Dehmel



51. Woche / 47. Jahrgang / Unterhaltungsbeilage des Volksfreund / Karlsruhe, 23. Dezember 1927



# Karl Ullrich: Vom tiefen Sinn des Weihnachtsfestes

Was ist es um Weihnachten? Sollen wir es feiern oder müssen wir es ablehnen? Ist es noch ein Fest das auch uns angeht? Oder ist es nur noch leere Form, die es verdient zerbrochen zu werden?

Keine Weihnachtszeit, in der nicht in verschiedenen sozialistischen Kreisen und besonders denen der Jugend, diese Fragen aufgeworfen und zu beantworten versucht werden. Geboren hat sie der Wunsch und das Bedürfnis nach Lebensformen, die vom natürlichen Lebensgefühl durchdrungen sind und einen Inhalt haben, der im Einklang steht zur allgemeinen geistigen Anschauung des Arbeiters. Die Betonung des rein christlichen Charakters unseres Weihnachtsfestes durch die Kirche läßt den Arbeiter jedoch die Feier des Weihnachtsfestes als einen Widerspruch zu seinen sozialistischen Anschauungen empfinden.

Nun hat es aber mit den christlichen Festen sein Bewenden. Abgesehen von einigen historischen Kirchenfesten sind die sogenannten großen christlichen Feste, Weihnachten, Ostern, Pfingsten, aber auch die meisten der zahlreichen katholischen Heiligentage, wie der Nicolaus- oder der Martinstag, gar keine ursprünglichen christlichen Feste, sondern alte Naturfeste, in vorchristlichen Zeiten unter den noch naturgebundenen und -verbundenen Völkern und Menschen aus unmittelbaren Gefühlskündigungen über auffällige Naturscheinungen, wie den Jahreszeitenwechsel, entstanden. So ungenügend unser Wissen über die Uebernahme jener alten Naturfeste durch die christliche Kirche ist, so wenig wir über die Methoden und die Zeitdauer unterrichtet sind, in welcher sie sich vollzogen, unzweifelhaft dürfte sein, daß sich die Menschen und Völkern nicht einen Inhalt in ihre alten Feste hätten hüllen lassen, der ihnen innerlich fremd gewesen wäre. Diese Vermutung wird bestätigt durch die Tatsache, dass es eine allgemeine christliche Festkultur und gar ein volkstümliches Weihnachten bei den christianisierten und besonders nordischen Völkern viele Jahrhunderte lang, fast bis ins frühe Mittelalter hinein, überhaupt nicht gab, daß Weihnachten bis dahin lediglich eine keineswegs volkstümliche Kirchenfeier war. Erst als die im Lande der Juden aus vorwiegend politischer Sehnsucht heraus entstandene Erlöserlegende auf dem Weg über das römische Proletariat, das sie aus der Kraft seiner sozialen Sehnsucht noch verdichtete, unmittelbar ins nordische Volksleben eindrang und sich in seinem nordischen Wesen am stärksten prägenden Naturgefühl zu jenem einmaligen endgültigen Erlösergleichnis formte, das allen Leidenden, den politischen Gedrückten, den sozial Entrechteten und Elenden, den in Abhängigkeit zur Natur Gehaltene, gleich sinnvoll war, wurde Weihnachten, und mit ihm manches andere Fest der christlichen Kirche, volkstümlich. Also, nicht die Kirche hat dem Volke das Erlösergleichnis und damit Weihnachten gegeben. Legende und Fest haben vielmehr vom Volk ihre gültige, später erst von der Kirche übernommene Form erhalten. Nur eine restlos aus dem Volksgefühl wachsende, eine so völlig von allgemeiner Menschensehnsucht gedichtete Legende konnte so alle früheren und späteren gleichartigen Volksdichtungen überragen, zu so mythologischer Bedeutung emporwachsen.

Diese Bedeutung leugnen, hieße die Summe schöpferischer Höchstleistungen leugnen, die bis in die Gegenwart hinein um das Gleichnis herum und aus seinem Gefühl heraus geschaffen wurde. Das geht nicht an. Da sich aber wirkliche Kunst nur an echter Kraft und reinem Wert entzündet, muß auch die ungewöhnliche, einzigartige Kraft des Erlösergleichnisses bejaht werden. Wie naiv, undogmatisch, unkirchlich, wie rein menschlich übrigens das Volk erlebte und lebte, das künden uns heute noch die überlieferten Weihnachtsspiele, -lieder, -märchen, die nichts von kirchlicher Lehrhaftigkeit bergen, um so mehr aber in einfältiger Ehrlichkeit von Lieb und Leid des geplagten, leidenden Menschen und seiner nie versiegenden Hoffnung auf Erlösung singen und erzählen. Man muß Roseggersches Waldbauernweihnachten nachempfinden haben, den mitternächtlichen Gang zur Christmette gleichsam mitschritten sein, um eine Ahnung von jenem alten Weihnachtsgefühl in sich zu haben, um zu verstehen, wie Menschen sich immer wieder an der schlichten Erzählung der Christuslegende erfreuen und in

Wunsch und Vorstellung immer wieder die Geburt des erlösenden Heilands erleben können und zum Teil wirklich erleben.

Nun wird man aber in unserem modernen, kapitalisierten und mechanisierten Großstadtleben lange, vielleicht überhaupt vergeblich, nach jener Roseggerschen Waldbauern-einfalt suchen können. Wir heutigen Industriemenschchen wissen zuviel von den Gesetzen des Lebens, als daß wir noch naiv an das Erlösungswunder glauben oder uns auch nur am Glauben früherer Menschen naiv erfreuen könnten. Die Monopolisierung der Erlöserlegende durch die christliche Kirche hat das ihre dazu beigetragen, uns scheu zu machen, in der Weihnachtslegende nur die kirchlichchristliche Gotteslegende zu sehen und ihren allgemeinen menschlichen Charakter zu vergessen. Dabei können wir uns der traditionellen Kraft des Weihnachtsfestes, selbst wenn wir es versuchen, gar nicht entziehen, die Abwendung vom Weihnachten und die Hinkehr zum germanischen Sonnwendfest ist bestimmt keine Lösung, erscheint sehr oft aber lächerlich.

Doch warum das Weihnachtsfest auch ablehnen? Hat das Gleichnis von der Geburt eines Menschen, der der Welt Erlöser sein wird, für uns wirklich keinen Sinn? Ich meine doch. Ja, mehr noch und tieferen Sinn als je zuvor. Weshalb also der Kirche allein überlassen, was ihr rechtmäßig gar nicht zukommt, was sie sich angeeignet und eigenmächtig nach ihrem Willen umgedeutet hat? Nein, bewahren wir uns Weihnachten und versuchen wir, ihm seinen ursprünglichen Charakter zurückzugeben, es wieder ganz zum Fest des sehrenden Menschen, des nichts als Mensch sendenden Menschen zu erheben. Das aber heißt in unserer nicht mehr natursondern gesellschaftsgebundenen Zeit Weihnachten ganz zum sozialen Fest machen, und zwar in des Wortes umfassendster Bedeutung, in dem großen Sinne des sozialen Ausgleichs.

Voraussetzung dafür ist, daß die Türen der Häuser und Stuben sich öffnen und das Fest sich weiter spannt, als über die wenigen Glieder eines Familienbundes, und es auch in seinen äußerlichen Formen seinen inneren Sinn ausdrückt. Erst wenn der soziale Gedanke die letzte seiner Formen trinkt und das Allmenschgefühl die von kalten, nüchternen Zweckmäßigkeitsgedanken geschaffenen Einrichtungen unserer Zeit lebendig durchpulst, wird sich sein sozialer Sinn erfüllen. Ueberall wo Menschen auf Liebe von Menschen warten, überall, wo Menschen an ihrem Menschsein leiden, weil sie krank oder hungrig oder unverstanden sind, muß sich soziales Glück betätigen, muß Liebe geschenkt, Freude gespendet werden, muß der Glaube des Menschen an den Menschen geweckt und gehoben werden. Es ist oft so leicht und billig, Freude zu vermitteln. Wie unerschöpflich reich an Frohsinn, Lachen und Liedern ist unsere Jugend. Wer hindert sie, ihre Gaben immer neu zu verschenken an die Armen, Bedürftigen, Einsamen? So finde sie sich doch in den Tagen des Weihnachtsfestes zusammen und trage sie ihre Jugendfreude in die Krankenhäuser, Altenhäuser, Asyle, kurz, überall hin, wo man auf sie wartet.

Die im Laufe der Jahrhunderte aus dem Volke entstandenen sinnigen Volksbräuche sind in der sachlichen Atmosphäre unserer technisierten Zeit größtenteils verdorrt. Es wäre unsinnig, sie künstlich zu beleben. Statt dessen aber sollten wir mit unseren Mitteln ein neues weihnachtliches Leben erwecken, ein Fest schaffen, das sich weit über die Grenzen des kirchlichen Dogmas hinwegspannt. Feiert die Kirche ihr Weihnachten im Zeichen der Geburt eines Gottes, so wollen wir das unsere im Zeichen der Geburt und der Würde des Menschen feiern.

## Eine Wahrheit über Lebensformen

Mit dem Munde verkünden sie sentimental das Gebot: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“, aber in Wirklichkeit klammern sich die Menschen wie wilde Tiere mit ihren Krallen an diese Nächsten und treten sie mit den Füßen zu Boden, wobei jeder, der es nur kann, von der Arbeit anderer lebt. Ruskia.



# Anna Mosegaard: Die feierliche Weihnachtsnacht

In Nordschleswig herrscht noch die gute alte Sitte, daß der Bauer zur Weihnachtszeit eine Halergarbe, die auf einer langen Stange befestigt wird, in der Mitte des Hofes aufstellt. Diese Weihnachtsgarbe, die „Juleneg“ genannt wird, gehört den Vögeln. Liegen Wald und Feld dicht verschneit, so kommen die Vögel zwischend herbei, um sich am „Juleneg“ zu laben. Nach einem alten Spruche darf zur Weihnachtszeit „weder hungern Mensch noch Tier“. Ja, man geht noch weiter mit der Mildtätigkeit in der Weihnachtsnacht. Sogar dem Nis Puck (dem Weihnachtszwerg oder Hausgeist) setzt man seine Schüssel Milchreis in die Scheune und glaubt dadurch die Gunst des Hauskobolds zu erlangen. Tut man es nicht, so wird sicher dem Hause im neuen Jahre allerlei Unheil, wie Feuersgefahr und Viehseuchen, drohen. Gewiß liegt eine gute Portion Aberglauben in dieser guten alten Weihnachtsstimmung, die von den nordischen Ländern auf Nordschleswig übertragen wurde. Wie dem aber auch sein mag, jedenfalls hat sie einmal einen Menschen vor dem Verderben und einem Hof vor einer Feuersbrunst gerettet.

Auf Skovbyhøi war's, am Heiligen Abend. Das ganze Haus, Ställe und Scheune waren fein säuberlich gefegt und zeigten ihr schönstes Weihnachtsgesicht. Blitzsauber prangte der Hof, mit der Halergarbe in der Mitte. Es war noch nicht 4 Uhr nachmittags, und schon begann es zu dunkeln. Eine dicke Schneewolke verdeckte den Himmel. Pfeifend fuhr der Sturmwind aus Herrenhofs. Drinnen aber ist's heimlich und traut. Süßer Duft durchzieht die Räume. Es duftet nach Tannengrün, Schweinebraten, Rotkohl und braunen Syrupkuchen.

Frohgelaut ruit der Bauer die Knechte und Mägde zur Bescherung. Schmunzelnd reibt er sich die Hände. Recht weihnachtlich ist ihm zu Mute. Die Knechte setzen ihre Holzschuhe der Reihe nach in den Hausflur und folgen in Strümpfen dem Bauern in die weißgeschneuerte, helle, warme Stube. Festfreude glänzt auf ihren Gesichtern. Nach der Bescherung sitzen sie schmausend am festlichen Tische. Draußen fallen die Flocken. Wild wirbelt der Sturm sie durch die Lüfte und peitscht die Eiskristalle gegen die Fenster, daß es nur so prasselt. Krachend wirft er die Haustür zu. Mit aller Macht stemmt sich die Bäuerin dagegen. Beinahe hätte sie ja vergessen, dem Nis Puck seinen Milchreis hinzusetzen. Schnell trägt sie eine dampfende Schüssel hinüber nach der Scheune. Dann macht sie den Hund los und nimmt ihn mit hinein in die Stube. So, nun ist alles gut versorgt. „Es hungert weder Mensch noch Tier.“ Nun kann sie frohe Weihnachten feiern. Draußen hat jetzt ein starkes Schneegestöber eingesetzt. Heulend fährt der Sturm über die Landstraße und türmt den Schnee zu kleinen Bergen. Ueber die Landstraße hastet eine schmächtige Gestalt. Ein Mann in dürtiger Kleidung ist's. Keuchend sucht er gegen den Sturm anzukämpfen. Er will und muß vorwärts kommen und ist doch bald am Ende seiner Kraft. Noch zwei Stunden sind's bis nach der nächsten Stadt, wo er in der Herberge Unterkunft finden kann. Zwei Stunden noch! Bei diesem Wetter werden es sicher vier! Unbarmerzig dringt der Wintersturm durch die fadenscheinige Kleidung des Mannes. Die Füße liegen ihm wie Bleiklumpen in den zerrissenen, durchnässten Stiefeln. In seinen Eingeweiten wühlt der Hunger. Wie im Fieberfrost schlagen ihm die Zähne aufeinander. Er weiß, er fühlt es: er wird die Stadt nicht mehr erreichen. Niederwerten möchte er sich, dort in den hohen Schnee. So müde ist er, ach, so müde! Jetzt schlafen können, um nie mehr zu erwachen! Dann wäre alles vorbei. Ein verbitterter Zug legt sich um seinen jungen Mund.

Da dringen Laute an sein Ohr. Menschenstimmen sind's. Noch einmal rafft er sich auf. Seine müden Augen strengen sich aufs äußerste an, um den dichten Schneewirbel zu durchdringen. Stehend und beißend saugen sich die Eiskristalle in seinem Gesichte fest. Das brennt wie das höllische Feuer. Gewaltig reißt er die Augen auf. Wie durch einen Nebelschleier sieht er ein Haus liegen. Ja, dort winkt ein Licht. Mit Aufbietung letzter Kraft schleppt er sich weiter und steht vor dem erleuchteten Fenster des Herrenhauses von Skovbyhof. Frohe Menschen sitzen beim leckeren Mahle. Er hört Lachen und Singen. Fremde Worte sind's, aber die Melodie kennt er. Das liebe alte Weihnachtslied, das ihm als Kind die Mutter sang. Die Mutter! — Da fast ihn ein wilder Schmerz. Heim möchte er, heim zur Mutter. Ganz deutlich sieht er im Geiste die Liebe, Gute in der Stube sitzen und auf ihn warten. Was hat er getan, daß man ihn ausstieß wie einen räudigen Hund, daß er heimatlos wandern muß! Er gehört zu den Vielzuvielen, den Ueberflüssigen, ein armes Opfer der Maschine, der Arbeitslosigkeit! Ohnmächtige Wut schüttelt ihn. Die da drinnen schweigen und er muß hungern. Soll er hineingehen, am Weihnachtsabend betteln. Er kann und will es nicht. Zu oft hatte er die Worte gehört, die ihn zur Verzweiflung bringen: „Wir geben nichts! Wer arbeiten will, braucht nicht zu hungern.“

Ohne recht zu wissen, wie ihm geschieht, steht er plötzlich auf dem Hofe und sieht im fahlen Dämmerlichte die Scheunentür halb offen stehen. Dort kann er ausrufen — bis der Bauer kommt und ihn gehen heißt. Wieder packt ihn die Wut. Pfeifend geht sein Atem. In den Gedärmen wühlt ihm der Hunger. Kälte schüttelt seinen mageren Leib. Wenn er ein brennendes Streichholz da hineinwürft! Hei, wie die Flammen emporschlagen! Das gab' Wärme! Die dort drinnen mühten ihre Mahlzeit beenden. — Ein Hohngeächter entrinnt sich seiner Brust. Mochten sie ihn dann einsperren! Dann hätte er doch so lange Brot und ein Bett. Ein Streichholz flackert auf. Da sieht er etwas dampfen. Narrt ihn denn kein schöner Traum? vor seiner Nase steht eine große braune Schüssel voll dampfenden Milchreis. Sogar ein Löffel steckt darin. Da ist ihm, als höre er seine Mutter sagen: „Komm und isß, mein Jung, du wirst hungrig sein!“

Verschwunden sind Haß und Groll und Rachedgedanken. Der einsame Wanderer weiß nichts von der nordischen Weihnachtsstimmung, macht sich auch keine Gedanken darüber. Er setzt sich nieder, nimmt die Schüssel mit dem heißen Brei auf den Schoß und krallt seine erstarrten Finger fest um die warme Schüssel. So sitzt er zwei, drei Minuten lang. Dann löffelt er draußlos, bis auch nicht ein Körnchen mehr in der Schüssel ist. Als er gesättigt ist, tappt er, eine süße Müdigkeit in den bleischweren Gliedern, in die hinterste Ecke. Dort liegt ein hoher Berg Stroh. Tief kriecht er hinein. Nun mag der Wintersturm rasen, der kann ihm jetzt nichts mehr tun. Er liegt weich und warm und schläft bis zum nächsten Abend. Da hat das Schneegestöber ausgetobt. Nun kann er in zwei Stunden bequem die nächste Stadt erreichen. Die Bäuerin, die gekommen ist, um nach dem Rechten zu sehen, hat ihn nicht einmal bemerkt. In gläubigem Staunen betrachtet sie die leere Schüssel. Ein Schmunzeln huscht über ihr Gesicht: Nis Puck muß aber recht hungrig gewesen sein diese Nacht!



## Zum Nachdenken — Ernste Worte

Zwei Menschen ehre ich und keinen dritten. Erstens den sich mühenden Arbeiter, der mit von der Erde geschaffenen Werkzeugen mühsam die Erde besiegt und sie zum Eigentum des Menschen macht. Ehrwürdig ist mir die harte, rauhe, verkrümmte Hand, worin nichtsdestoweniger eine unauslöschlich-königliche Majestät liegt, denn sie führt das Szepter dieses Planeten. Ehrwürdig ist auch das rauhe, verwitterte, beschmutzte Antlitz mit seiner schlichten Intelligenz, denn es ist das Gesicht eines Menschen, der so lebt, wie ein Mensch leben muß. . . . Einen zweiten Mann ehre ich hoch: den, welcher für das geistig Unentbehrliche arbeitet. Ist nicht auch er in seiner Pflicht, indem er nach innerer Harmonie strebt und diese durch Wort und Tat in all seinen äußeren Bestrebungen offenbart? — Diese zwei Menschen in allen ihren Arten und Abstufungen ehre ich. Alles andere ist Staub und Spreu, die der Wind wehen kann wohin er will. Wer in der wirklichen Welt arbeiten kann und in der idealen leben, der hat das Höchste errungen.

